

Predigtreihe: Der Mensch zwischen Licht und Schatten

**Wahrheit**

Jürgen Werner

Frankfurt: Sankt Katharinen, 14. März 2010

„Spricht Simon Petrus zu ihm: Herr, wo gehst du hin? Jesus antwortete ihm: Wo ich hin gehe, kannst du mir diesmal nicht folgen; aber du wirst mir nachmals folgen. Petrus spricht zu ihm: Herr, warum kann ich dir diesmal nicht folgen? Ich will mein Leben für dich lassen. Jesus antwortete ihm: Solltest du dein Leben für mich lassen? Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Der Hahn wird nicht krähen, bis du mich dreimal habest verleugnet. Und er sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht! Glaubet an Gott und glaubet an mich! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten. Und wenn ich hingehe euch die Stätte zu bereiten, so will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf dass ihr seid, wo ich bin. Und wo ich hin gehe, das wisst ihr, und den Weg wisst ihr auch. Spricht zu ihm Thomas: Herr, wir wissen nicht, wo du hin gehst; und wie können wir den Weg wissen? Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.

Johannes 13, 36 - 14, 6

Es ist Zeit, Abschied zu nehmen. Das erzählt uns der Evangelist Johannes in dieser Szene. Die Jünger Jesu sind versammelt. Gerade hatten sie das Abendmahl miteinander geteilt, Judas, vom Tischherrn entlarvt, war aufgestanden, den letzten Bissen noch im Mund, und trat hinaus. Und es war Nacht, heißt es im Evangelium an dieser Stelle (Joh. 13,30). Er entschwindet in der Dunkelheit, beseelt von finsternen Absichten, den Menschen auszuliefern, mit dem er mehrere Jahre übers Land gezogen war. Eine Nacht der Entscheidung und der Einsamkeit, zumindest für ihn, der aus dem Haus ging auf dem Weg zu einem Verrat. Die anderen bleiben zurück, vielleicht noch konsterniert von der Szene der Entdeckung, dass einer unter ihnen bereit gewesen ist, Jesus seinen Verfolgern auszuliefern. Es ist Nacht, auch für die, die verharren und sich nun einander zuwenden. Doch sie erleben eine andere Nacht. Johannes spielt mit diesem Wort und seinen Schattierungen. Nacht bedeutet nicht nur schwarze Finsternis, meint nicht allein die abgründigen Mächte. Sondern sie ist auch die Stunde des Geheimnisses, der Konzentration auf das Wesentliche, der Augenblick der Offenbarung von Wahrheit und der Ort der Geborgenheit. Am deutlichsten sieht das Licht, wer im Dunkeln steht. Von Nikodemus, dem jüdischen Gelehrten, heißt es, dass er Jesus aufsuchte „bei der Nacht“ (Joh. 3, 2).

Jesus beginnt also zu reden vom Abschied. Und es wird ein Gespräch, wie es nirgendwo sonst in den Evangelien so dicht und so offen, so besorgt und so klar geschildert wird. Ein Gespräch, wie es nur in der Stille der Nacht stattfinden kann, in der die Alltagsgeräusche verstummt sind und die entscheidenden Fragen hervorbrechen. Es gibt Worte, die in die Nacht gehören und dort erst ihre ganze Kraft entfalten. Nachts reden wir anders miteinander; nachts hören wir genauer zu und halten, weil wir uns schlechter entziehen können, mehr aus.

Den Jüngern, die nicht in die Dunkelheit hinausgetreten sind, noch irritiert vom plötzlichen Aufbruch des Judas, wird nun gleich die nächste Zumutung beschert. Jesus hebt an, von seinem Abschied zu sprechen. Es ist ein Schock. Der Evangelist schildert das präzise: „Euer Herz erschrecke nicht!“ versucht Jesus die zu beruhigen, die von der neuen endgültigen Nachricht fassungslos gemacht, fragen: Wo gehst du hin? Können wir dir, wie wir es gewohnt sind, folgen? Nimmst du uns mit? Lässt du uns etwa allein? Warum dürfen wir dieses Mal nicht mitkommen? Wir haben dich doch sonst immer begleitet. Kommst du wieder? An keiner anderen Stelle im Evangelium suchen die Jünger so verzweifelt nach Antwort, lassen nicht locker, ihn, der sie zurücklassen wird, in immer neuen Versionen um Auskunft zu bitten.

Sich verabschieden, das geht nicht ohne Abschiedsschmerz. Man kann sich trennen, einfach dem anderen den Rücken kehren und sich neuen Zielen zuwenden. Manchmal geschieht das schleichend, ohne dass man es merkt. Plötzlich ist die Distanz zu groß, um noch ein Wort darüber zu verlieren. Aber Abschied nehmen bedeutet: sich noch etwas zu sagen zu haben. Die neuen Wege erklären und rechtfertigen zu wollen, der Beziehung, aus der man nun tritt, eine Deutung und Bedeutung zu schulden. Wer sich verabschiedet, gibt dem anderen die Chance, dazu Stellung zu nehmen. Das ist schon bei dem kleinen alltäglichen Adieu auf Bahnhöfen oder Flughäfen schwierig genug. Wie erst, wenn sich Endgültiges abzeichnet?

Die Geschichte aus den Abschiedsreden Jesu – da ist der Evangelist realistisch genug – zeigt alle Abstufungen dieses Schmerzes: zunächst den Kampf, in dem wieder und wieder darum gerungen wird, das zu verhindern, was schon eine beschlossene Sache ist. Die Angst, die vor allem jene ergreift, die zurückgelassen werden, den Einbruch des Grundvertrauens in die Tragfähigkeit des Verhältnisses; das angeknackste Selbstvertrauen; den vergeblichen Versuch, sich neu zu orientieren; den Verlust von Zuversicht; das Aufbäumen wider die Entscheidung durch extremes Entgegenkommen – und wenn ich mein Leben ließe für dich? – ; die Verengung der Perspektive auf nur noch einen einzigen Wunsch: Es möge nicht geschehen. Wir kennen diese Nuancen der Trennung. Sie sind der hilflose, letzte, schmerzliche und meist aussichtslose Akt zu verhindern, dass der Bruch und

Aufbruch endgültig wird. Geht das nicht leichter? Vielleicht nicht. Denn Abschiedsmomente sind immer Phasen der absoluten Ungewissheit: Der Übergang in einen neuen Lebensabschnitt ist eine Zeit der Fragen, nicht der Antworten. Das Gewohnte und Routinierte, das Vertraute und Liebgewonnene trägt nicht mehr; und das, was kommen soll, ist noch derart ungenau und ungreifbar, dass man darauf nicht setzen kann. Solche Zwischenstadien sind hochfragil. Worauf sich also verlassen?

Es kommt nicht von ungefähr, dass in dieser Szene, die den Abschied Jesu von seinen Jüngern beschreibt, Thomas auftritt, jener Jünger, der beim Evangelisten Johannes die Rolle des Zweiflers, des Unzufriedenen, dessen, der nachbohrt, zugeeignet bekommen hat. „Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst; und wie können wir den Weg wissen?“ fragt er eindringlich, all das aufnehmend, was schon von anderer Seite vorgebracht wurde. Und er nötigt damit Jesus zu der entscheidenden Erwidern, zu jenem Wort, das es überhaupt erst möglich macht, dass die Reden über das Himmelreich, die Verheißung des Geists der Wahrheit, das Vermächtnis der Liebe, die Friedenszusage, all das, was der Herr in dieser Nacht seinen Getreuen hinterlassen wird, überhaupt deren Herzen erreicht, weil sie besänftigt worden sind und sich beruhigt haben. Es ist ein ungewöhnliches Wort, wohl wahr, das Jesus als Antwort gibt. Ein seltsames Echo auf ein tief besorgtes Ansinnen. Wie können wir den Weg wissen? So greift der Skeptiker Thomas ein: deinen Weg, der aber doch auch unser Weg ist. Woher sollen wir wissen, wohin wir uns in Zukunft wenden sollen, wenn wir doch bisher immer nur dir gefolgt sind?

Der Jünger fragt also gar nicht nach dem Weg Jesu, sondern er verlangt nach Aufklärung über sein eigenes Dasein und das seiner Mitgenossen. Wenn nur das geklärt ist, dann kann Jesus getrost gehen. Es ist ein egoistisches Motiv, das da zum Vorschein kommt und das der Evangelist nicht unterschlägt: In Abschiedssituationen werden wir auf uns selbst zurückgeworfen. Auch wenn wir meinen, es ginge uns um das Los des anderen, sind wir doch all zu sehr mit dem eigenen Weh beschäftigt, mit der eigenen Ratlosigkeit, wie es weitergehen soll.

Abschiede bringen die Wahrheit ans Licht. Das ließe sich über diese Geschichte schreiben. Das ist das Besondere dieser oft bitteren Augenblicke, in denen Wege auseinanderlaufen und gemeinsame Perspektiven schwinden, dass sie nicht selten die Täuschung, den Schleier, das Versteck, die Rücksichten aufeinander, die Halbheiten und Halbherzigkeiten aufdecken, die man einmal miteinander geteilt hat. Aber nicht nur diese gemeinschaftlichen Arrangements und quälenden Kompromisse, eher widerwillig eingegangen als freimütig gewählt, sondern auch die dreisten Privatlügen, mit denen ein menschliches Ich für sich selbst Propaganda macht, oder die frommen Lügen, mit denen wir uns vor allem anderen selbst betrügen: Ich würde mein Leben für dich lassen, sagt Petrus; ich würde meinen Beruf

für dich, für uns aufgeben, sagt manche; ich bin angekommen und fühle mich zu Hause bei diesem Menschen, heißt es nicht selten. Was haben wir nicht alles von den vielen Begegnungen gedacht, die dann doch irgendwann ihr trauriges Ende fanden. Abschiede machen uns schwach, aber meistens auch ehrlich. Sie rauben uns die Instrumentarien unseres Selbstbetrugs. Nicht immer tritt Trostloses zu Tage, manchmal entdeckt man auch allererst, worauf man sich wirklich verlassen konnte, was vielleicht noch tragfähig ist und erinnerungswürdig. In jedem Fall aber machen Abschiede ernst, vor allem wenn sie endgültig sind. Es gibt Dinge, die nur im Ernstfall erkannt werden. Und zu diesen Dingen gehört die Wahrheit.

Das Aufdecken und das Entlarven, die Befreiung von Selbsttäuschung und wechselseitiger Verschleierung, vom Schein des Intakten, von falschen Versprechungen, von unbewusster Unehrlichkeit oder kalkulierter Lüge – das ist nicht die ganze Wahrheit. Auch nicht in Phasen des Abschieds. Jesus geht es nicht allein um Aufklärung, wenn er von Wahrheit spricht, so wie wir meistens meinen, man habe Wahrheit gefunden, wenn wir politische oder moralische Verfehlungen aufdecken, wenn wir Menschen festschreiben auf ein Wort, das sie einmal gegeben und nicht gehalten haben, sie als Ehebrecher, als Kinderschänder und als Steuersünder, als Hochstapler oder in ihrer Habgier entlarven. Einfach nur ans Licht zu zerren, was im Verborgenen sein Unwesen getrieben hat, das ist nicht das Verständnis von Wahrheit, von dem der Evangelist handelt.

Dass wir es recht einordnen: Vieles hängt davon ab zu wissen, was ist und was war, wie es wirklich gewesen ist. Wie wichtig das ist, erfahren wir gerade auf höchst beschämende und bedrückende Weise in der katholischen, in meiner Kirche, durch die vielen Geschichten über Machtmissbrauch an Kindern und Jugendlichen, über deren unendliche seelische und körperliche Qual, und an der Heuchelei der Verantwortlichen, heute wie früher. Es ist nicht nur der Abschied, der uns von Zeit zu Zeit in die Wahrheit führt; meist zwingt uns auch die Erkenntnis von Wahrheit, sich zu verabschieden. Das ist der Preis, den wir für den Gewinn an Einsicht und Klarheit zahlen, wenn wir hinter die Fassaden schauen und genaueste Einblicke bekommen: der Verlust von Idealbildern, von Träumen, das Ende unserer Unbefangenheit. Schließlich des Vertrauens, nicht nur in die Menschen oder in die Institutionen, die uns enttäuscht haben, sondern nicht selten generell. Wahrheit ist gefährlich und manchmal nicht zu ertragen. Es ist nur die halbe Wahrheit, dass wir Wahrheit suchten. In eben demselben Maße versuchen wir zu vermeiden, sie zu erfahren. Wer würde es aushalten, wenn wir alles voneinander wüssten? Wir schaffen es ja nicht einmal, uns selbst gegenüber ehrlich zu sein.

Das Altarbild, das Hannah Starkey dieser Kirche für den Augenblick von ein paar Wochen geliehen hat, bleibt mir – ich gestehe es – in diesem Zusammenhang fremd. Zwischen Licht

und Schatten steht diese Frau zwar; sie steht, und es bewegt sich allein der Einfall der Strahlen. Mir erscheint sie als teilnahmslos, als ginge sie das alles nichts an. Hier aber geht es um alles. Wo Wahrheit auf dem Spiel steht, da wird gekämpft und gestritten, leidenschaftlich bis zum Einsatz des eigenen Lebens. „Ich will mein Leben für dich lassen“, entgegnet Petrus. Gleichgültigkeit ist das letzte, was die Frage nach Wahrheit verträgt. Da bleibt kein Zwischen, sondern tritt eine Entscheidungssituation hervor. Entweder – Oder, so spricht das Verlangen nach Wahrheit; für Schattenspiele ist da kein Platz. Aber warum dieses Engagement, dieser Ernst? Wonach fragen wir, wenn wir nach Wahrheit fragen?

In allem Aufdecken und Aufklären suchen wir nach Verlässlichkeit. Wir wollen erkennen, was uns hilft, uns in dieser Welt zu orientieren. Wir wollen mit diesem Leben zurechtkommen, die Wege gefahrlos erkunden, die es für uns bereithält. Wir wollen sie unterscheiden können, uns wiederfinden auf gangbaren Pfaden. Wir wollen erfahren, wo wir stehen und wohin wir gehören. Wir können gar nicht anders, als so nach Wahrheit zu fragen. Es sind im Grunde dieselben Bedürfnisse, Wünsche und Probleme, welche die Jünger formulieren, als sie Jesus nicht gehen lassen wollen: Wo gehören wir hin; und wer können wir in Zukunft sein?

Und dann diese Antwort Jesu: Ich bin das alles, alles, was ihr sucht. „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“

Wo du nicht weiter weißt, da bin ich dein Ausweg; wo du verzagst in deiner Ungewissheit, da bin ich der, auf den du dich uneingeschränkt verlassen kannst; und wo du meinst, es sei alles zu Ende und nichts könnte dir Kraft schenken, Mut und Befreiung, da bin ich deine Lebensfreude. Kein Ende ohne einen Anfang, wenn du mir das zutraust, spricht Jesus: Ich bin das Ja, das du meintest schon nicht mehr zu vernehmen, weil du nur noch „Nein“ zu hören bekommen hast, „Nein“ im Beruf, „noch nicht“ in deinen Hoffnungen, „nie mehr“ bei denen, auf die du dich ehemals eingelassen hast. Ich bin der, der dich will, auch wenn alle anderen mit dir abgeschlossen hätten. Ich bin der Weg.

Keine Angst und kein Zweifel ohne ein letztes Vertrauen, wenn du dich auf mich einlässt, wirbt Jesus: Ich bin der, der dich niemals enttäuscht, der sein Versprechen hält in Ewigkeit, auch wenn du oft desillusioniert wurdest von anderen, ja auch wenn du selber an deinen eigenen Zusagen scheitern solltest, wenn du groß tönst, du würdest gar dein Leben lassen, und dabei nicht ahnst, was du sagst, wenn Feigheit und Mutlosigkeit dich zum Fliehen nötigen, dann halte ich immer noch zu dir. Ich bin der Boden, auf dem du fest stehst. Ich bin die Wahrheit.

Keine Müdigkeit, keine Erschöpfung, keine Niedergeschlagenheit, aus der ich dich nicht aufrichten wollte, hält Jesus entgegen: Ich bin der, der dich erfrischt, der dich trägt, wo du nicht mehr gehen kannst, der dich stützt, wenn du meinst, nicht mehr zu können. Ich bin der, welcher dich nicht nach deinen Leistungen misst, nicht nach dem, was du bringst, nicht fragt, ob du deine Ziele erfüllt hast und welchen Platz du einnehmen möchtest, wenn es darum geht, Wert zu schaffen. Nein, wider alle Anreize und Zwänge, die dich überfordern, bin ich einfach nur der, der dich lebendig sein lassen will.

Das alles hat mit dem, was wir üblicherweise unter Wahrheit verstehen auf den ersten Blick wenig zu tun. Hier geht es nicht um „richtig oder „falsch“, „echt“ oder „bloß scheinbar“, um „aufrecht“ oder „gelogen“ – es geht um mehr. Das Gegenteil dieser Wahrheit ist nicht die Täuschung, sondern die Enttäuschung. Es ist eine Wahrheit, die sich nicht darin erschöpft, dass ich sie zur Kenntnis nehme, sondern die angenommen werden will, weil sie mich selber anspricht, die nicht unabhängig ist und objektiv, sondern die einen Namen besitzt und eine Person ist, eine Wahrheit, die mehr als menschlich ist, weil sie uns zu menschlichen Menschen erst machen will. Die drei Weisen, über die sich Jesus uns offenbart, gehören zusammen: Es gibt einen Weg, der wahr ist, weil er mich ins Leben führt. Es gibt eine Wahrheit, die Wege öffnet und uns damit lebendig macht. Und es gibt ein Leben, das sich auf den Weg begibt, um Wahrheit zu bringen.

Was aber ist dieser Weg, diese Wahrheit und dieses Leben? Das entscheidende Wort an dieser Rede steht ihr voran: „Ich bin...“ So hat sich Gott seit alters immer offenbart: Ich bin da, für dich. Glaube mir. Mit dieser Zusage und in dieser Zuversicht beginnt Jesus nun seine Abschiedsreden, mitten in einer Nacht, die plötzlich klar und hell und strahlend ist und Geborgenheit schenkt. Denn er spricht von einem Ende, das nötig ist, damit Gott mit uns und wir mit ihm neu anfangen können. Und gebraucht dabei das Wort „Wahrheit“, das plötzlich eine ganz andere Tönung bekommt – Wahrheit ist das, was uns niemals enttäuschen wird.

Im Aramäischen, der Muttersprache Jesu, heißt es „ämät“; und entstammt dem selben Verb, aus dem jenes andere, uns sehr bekannte Wort kommt, mit dem ich schließe und das nichts anderes bedeutet als: Darauf kannst du dich verlassen. Es ist das Wort: Amen.